

„Politik-Nachhilfe ist super“

Schauspieler Til Schweiger, 41, über 1000 Folgen der allwöchentlichen ARD-Seifenoper „Lindenstraße“ und die Konkurrenz zwischen Film und Fernsehen

SPIEGEL: Herr Schweiger, am kommenden Sonntag läuft die 1000. Folge der ältesten deutschen Soap „Lindenstraße“, in der Sie Anfang der neunziger Jahre als Jungschauspieler engagiert waren. Wie haben Sie die „Lindenstraße“ in Erinnerung – als Chance und Lehrwerkstatt oder als Gefängnis?

Schweiger: Ein Gefängnis war es für mich auf keinen Fall. Ich hatte nur eine winzige Rolle. Im Schnitt war ich vielleicht einmal im Monat da. Eine Chance würde ich es aber auch nicht unbedingt nennen. Ich bin 1989, als ich mit der Schauspielschule in Köln fertig war, vor die gloriose Wahl zwischen Landestheater Remscheid und „Lindenstraße“ gestellt worden. Damals gab es noch kein „Big Brother“ und kein „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“, und für einen sich ernst nehmenden Schauspielschüler war die „Lindenstraße“ vom Anspruch her etwas Ähnliches wie diese Serien heute.

SPIEGEL: Also ziemlich das Allerletzte?

Schweiger: Ja, so ungefähr das Allerletzte für einen Schauspieler. Das stand auch nie in meinem Lebensplan. Aber wenn man ins Abschlussjahr kommt, kriegt man schon etwas Angst vor der Zukunft. Als ich nach dem Casting den Anruf bekam, dass man mir die Rolle geben möchte, hab ich mir gesagt: „Hey, was ist meine Alternative?“ Ich wollte immer zum Film und habe von einer schönen, saftigen Rolle im „Tatort“ geträumt. Ich dachte, dafür wäre „Lindenstraße“ besser als die Landesbühne Remscheid.

SPIEGEL: Wussten Sie schon bei Ihrem „Lindenstraße“-Einstieg, dass Sie in der und der Folge wieder aussteigen, oder hätten Sie sich damals auch vorstellen können, wie manche Ihrer Kollegen, fast lebenslang in der Serie zu bleiben?

Schweiger: Genau das wollte ich nicht. Ich glaube, die Verträge werden immer nur für ein oder zwei Jahre gemacht. Ich habe von vornherein gesagt, dass ich das nicht lange machen möchte, damit ich nicht zu sehr festgelegt bin. Im ersten Jahr als Jo Zenker tauchte ich nur gelegentlich auf. Ich bekam trotzdem ziemlich schnell sehr viel

Fanpost, und da musste man irgendwann drauf reagieren. Ich war dann mal im Büro des Regisseurs Hans W. Geissendörfer und hab gesagt: „Bitte, bitte, gebt mir was anderes zu spielen, ich möchte nicht immer nur meine moppelige Schwester trösten.“ Im zweiten Jahr gab der Drehbuchplan dann vor, dass ich mich in meine Stiefmutter verliebe – das sollte eigentlich zu einer großen Liebesgeschichte ausgebaut werden. Aber zu dem Zeitpunkt wollte ich schon raus aus der Serie.

SPIEGEL: Das ging dann einfach so?

Schweiger: In meinem Fall ging's. Es ist eher die Ausnahme, dass der Schauspieler sagt, ich möchte raus. Das war bei mir später ähnlich bei der „Kommissarin“, der Krimiserie mit Hannelore Elsner. Da habe ich nach zwei Staffeln gesagt, ich will nicht mehr, und durfte mir aussuchen, wie ich rauskomme. Ich habe – so als doofer Schauspieler – gesagt, dass ich erschossen werden will, weil ich noch nie in einem Film gestorben bin. Später habe ich das bereut. Die Figur hätte genauso gut weiterleben können, in eine andere Stadt versetzt werden oder so.



ZACHER / ROBA-PRESS

Darsteller Schweiger

„Von einer saftigen ‚Tatort‘-Rolle geträumt“

SPIEGEL: Sind bei Fernscharbeiten wie der „Lindenstraße“ die künstlerischen Ansprüche an die Schauspieler Ihrer Meinung nach von vornherein tiefergelegt?

Schweiger: Ich kann ja nur von meiner Erfahrung sprechen. Die war, dass ich im Lauf der Jahre schönere Arbeitsweisen kennen gelernt habe. Dass man als Schauspieler wirklich mit dem Produzenten oder mit dem Regisseur zusammenarbeitet, Sachen entwickelt, auch mit dem Autor. In der „Lindenstraße“ war das nicht so. Da hieß es: „Hier, das hast du zu spielen, und das wird jetzt so gespielt.“ Da wurde ein unheimliches Theater drum gemacht, dass



DIANE KRUGER / WDR

„Lindenstraße“-Szene (1992)*: „So redet kein Mensch“

* Mit Andrea Spatzek (in der Rolle der Gabi) und Til Schweiger (Jo).

der Text genauso gesprochen wurde, wie er im Drehbuch stand.

SPIEGEL: Man hatte also überhaupt keinen Spielraum zum Improvisieren?

Schweiger: Zu meiner Zeit nicht. Da musste alles Wort für Wort aufgesagt werden. Das ist auch mein Hauptvorwurf als Schauspieler: Die Dialoge sind zwar in der Didaktik sehr gut, extrem politisch korrekt, aber die Texte sind Papier. Einige habe ich gelesen und gedacht: „Das kann man nicht spielen, so redet kein Mensch.“ Ich habe als Schauspieler den Anspruch, so authentisch wie möglich zu wirken. Ein Regisseur sollte eigentlich sagen: „Hey, das ist nur ein Gerüst, das ist zu Hause geschrieben worden, und du hauchst dem jetzt Leben ein.“

SPIEGEL: Wehrten sich die „Lindenstraßen“-Schauspieler manchmal gegen die Drehbuchdiktate?

Schweiger: Ich habe am Rande mitbekommen, dass auch andere Schauspieler damit nicht so glücklich waren. Einmal war ich bei einer Ensemble-Besprechung, bei der es unter anderem um die Qualität der Drehbücher ging. Da hat erst einer vorsichtig Kritik geäußert, dann kam der Nächste. Geissendörfer hat nichts gesagt. Erst als der Protest vehement wurde, hat er reagiert: Jeder Schauspieler habe in der Serie wie vorgesehen zu arbeiten, die Drehbücher habe Geissendörfer abgenommen, die Autoren blieben – und wem das nicht passe, der könne gehen. Natürlich geht es nicht, dass

„Der deutsche Fernsehfilm ist im Augenblick ganz oben.“

jeder Schauspieler bestimmt, was er macht, aber gegen die Starrheit des Textes sollte man sich wehren können.

SPIEGEL: Wird in der „Lindenstraße“ vielleicht grundsätzlich zu viel gesprochen?

Schweiger: Na klar! Marlon Brando hat mal gesagt: Ein Blick ist zehnmal so stark wie ein Satz. Ich versuche auch als Produzent den Schauspielern immer zu vermitteln, dass sich eine Rolle nicht an der Zahl der Sätze misst, die man zu sprechen hat. Das ist bei der „Lindenstraße“ besonders schwierig, weil sie wie ein Fußballspiel aufgenommen wird; aber eine Szene ist oft



„Lindenstraße“-Kulisse: „Besser als Remscheid“

stärker, wenn nicht geredet wird, wenn man die Gefühle in eine Figur reininterpretieren kann.

SPIEGEL: Also hätte zum Beispiel Ihre Abfuhr von Stiefmutter Gabi auch ohne viele Worte ans Herz gehen können?

Schweiger: Das ist der Unterschied zwischen einem guten und einem nicht so guten Drehbuch. Das nicht so gute Drehbuch verlässt sich nicht darauf zu suggerieren. Da heißt es auf die Frage „Was ist denn, Walze?“ dann „Ich bin traurig“, anstatt dass Walze einfach nur dasitzt und nichts sagt. Das wäre viel stärker.

SPIEGEL: Woher kommt dieser Sprachschwall?

Schweiger: Vielleicht ist das eine Unterschätzung des Publikumsverstandes – so nach dem Motto: Wir müssen das klar machen, damit das auch wirklich verstanden wird. Was den Inhalt angeht, finde ich die Dialoge aber Klasse. Das hat zu bestimmten Zeiten unheimlich viel bewirkt. Die „Lindenstraße“ war die erste Fernsehserie, die zum Beispiel Aids und Auslän-

derfeindlichkeit in der Handlung thematisierte. Ich denke mal, dass damit Leute erreicht wurden, die sich normalerweise mit so etwas nicht beschäftigen.

SPIEGEL: Manche Kritiker meinen, Geissendörfer sollte mit seinem ewigen politischen Nachhilfeunterricht aufhören.

Schweiger: Ich finde gerade diese politische Nachhilfe super. Ich finde Klasse, dass er das macht. Die gegenteilige Haltung ist im Fernsehen doch die Regel: Vergiss deine Probleme, lenk dich ab, denk bloß nicht nach.

SPIEGEL: Finden Sie, dass das deutsche Fernsehen im Vergleich zum amerikanischen bieder und humorlos ist?

Schweiger: Manchmal ja. Wenn man sich so eine Serie anguckt wie „Six Feet Under“, die hat in Amerika zu Recht jede Menge Preise eingesackt, aber in Deutschland funktioniert sie irgendwie nicht. Aber prinzipiell ist in meinen Augen das deutsche Fernsehen eines der besten der Welt.

SPIEGEL: Warum?

Schweiger: Der deutsche Fernsehfilm ist zum Beispiel im Augenblick ganz oben. Die Qualität der Polizeifilme im Fernsehen ist schuld daran, dass man keine Kinotriller mehr macht: Weil sich die Zuschauer sagen: Warum soll ich Götz George,

den ich als Schimanski im Fernsehen habe, noch einmal im Kino in einem Thriller ansehen? Das Genre hat im Kino wenig Chancen, wird auch kaum gefördert von der Filmförderung. Das sagen sich die Leute, dann macht man das halt als Fernsehfilm mit einem gehobenen 90-Minuten-Budget und versucht, den international unterzubringen.

SPIEGEL: Stimmt es, dass Sie darüber nachdenken, selbst demnächst eine Serie zu produzieren, in der Sie dann auch mitspielen?

Schweiger: Der Gedanke ist da, gerade jetzt, wo ich mit meiner Familie nach Hamburg gezogen bin. Das ist auch deshalb reizvoll, weil es geregelte Arbeitszeiten bedeuten würde, und das ist für einen vierfachen Familienvater durchaus ein Argument. Ich bringe aber jetzt erst mal im März den Kinofilm „Barfuß“ heraus – eine Liebeskomödie, bei der ich zum zweiten Mal selbst Regie geführt habe.

INTERVIEW: NIKOLAUS VON FESTENBERG,
JENNIFER WILTON